

MICHAEL E. VIETEN

DAS LETZTE
LEUCHTEN
VOR DEM
WINTER

ROMAN



editio | scriptor

Mein besonderer Dank geht an Birgit D. für ihre wertvolle Unterstützung und ihre Zuversicht.

Michael E. Vieten

**DAS LETZTE LEUCHTEN VOR DEM
WINTER**

Roman

Vieten, Michael E., Das letzte Leuchten vor dem Winter

Informationen über den Autor und seine Arbeit auf:
www.mvieten.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

TWENTYSIX – Der Self-Publishing-Verlag
Eine Kooperation zwischen der Verlagsgruppe Random House und BoD – Books on Demand

© 2017 Vieten, Michael E.

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt.

ISBN: 978-3740734947

Erkenne, wenn dein Leben dir bereits alles gegeben hat und du bereits alles empfangen hast, was möglich ist. Sei zufrieden damit und beende dein Streben. Denke nicht, im Leben bekommt man die Dinge erst, wenn man sie nicht mehr gebrauchen kann. Man bekommt sie, wenn man reif genug dafür ist, sie zu schätzen weiß und verantwortungsvoll damit umgehen kann.

Überlege dir gut, was du dir wünschst. Denn, bist du wirklich bereit, wenn sich alle deine Wünsche erfüllen?

Glaube nie, das Leben sei vorhersehbar.

Lappland

20. Januar.

Der Wind heult und wirft Schneeflocken und kleine Eisnadeln gegen die Hütte. Ich höre es knistern und rieseln.

Das dicke Holz der Wände ächzt unter der Schneelast auf dem Dach und stemmt sich dennoch tapfer dem Sturm entgegen.

Seit 16:00 Uhr ist es dunkel.

Ich habe die Schlagläden geschlossen gelassen. Das Glas der Fenster hält den Winterstürmen nicht stand.

Draußen ist es kalt. Weit mehr als zwanzig Grad minus.

Die beiden alten Öfen halten dagegen. Die Raumtemperatur der fünfmal sieben Meter großen Hütte hält sich bei knapp zweiundzwanzig Grad plus.

Es riecht wie in einer Räucherammer, weil der Wind hin und wieder den Qualm in den Kaminen niederdrückt.

An die Hütte schmiegt sich ein aus Brettern zusammengenagelter Schuppen. Darin herrscht Frost und der Wind pfeift durch die Ritzen. Durch eine mit einem dicken Vorhang verhangene Tür gelangt man dort hin.

Hunderte Scheite gespaltenes Holz stehen manns-hoch in gewissenhaft gestapelten Reihen.

Wenn mir der Brennstoff ausgeht, beeile ich mich und lade mir flink ein paar Holzscheite auf die Arme. Nur schnell zurück in die warme Hütte. Meine Gesichtshaut glüht rosig, die Finger sind klamm. Dann lasse ich das Holz neben den Ofen poltern.

Ruhig brennen die dicken Kerzen in den Laternen. Sie tauchen meine Umgebung in ein schummriges Licht. Es gibt noch zwei Petroleumlampen, sturmsicher, falls man die Hütte bei Nacht mal verlassen muss.

Auf einem der Öfen dampft ein Kessel. Der Tee in dem schäbigen Porzellanbecher ist nur noch lau.

Ich binde mir mein Haar neu zu einem langen Pferdeschwanz, setze mich wieder an den Tisch und lese im Schein zweier Kerzen aus fremden Lebenserinnerungen.

Etwas anderes könnte ich ohnehin nicht tun. Bis der Sturm vorüber gezogen ist, muss ich in der Hütte bleiben.

Vor mir liegen vier dicke Kladden, die diesen Raum nie verlassen haben. Nur hier hat sich Jonas Hartmann all jenes von der Seele geschrieben, was er nicht mit sich herumtragen wollte. Blaue Tinte auf leicht feuchtem Papier. Seine Handschrift ist gut lesbar. Sehr ordentlich, als hätte er sich jedes Wort wohl überlegt. Die Bücher riechen muffig.

Zu dem Heulen und Sausen des Windes gesellt sich plötzlich ein Knacken und Krachen. Ich lausche.

Eine der riesigen Fichten am Waldrand ist anscheinend unter der Last aus Schnee und Eis im Sturm gebrochen und stürzt um. Hoffentlich fällt sie nicht auf die Hütte.

Dann reißt mich ein lauter Knall von meinem Stuhl hoch und lässt mich erschrocken aufschreien.

Wild schlägt einer der Schlagläden zwischen Fenster und Hüttenwand hin und her. Der Wind hat ihn losgerissen. Lange wird das Fenster den heftigen Schlägen und dem Winddruck nicht standhalten.

Schnee und Eis rieseln gegen das Glas.

Ich muss raus auf die Veranda und den Laden wieder dichtmachen.

Ich werfe mir Jonas' kratzigen Wollpullover über und öffne die Tür.

Eisig und wild faucht mir der Wind aus Westen ins Gesicht und bewirft mich mit allem, was er mit sich trägt. Beinahe raubt er mir den Atem.

Ich verriegele die Tür und taste nach dem Laden. Hart schlägt er mir gegen die Hand und staucht mir einen Fingerknöchel. Der Schmerz lässt mich kurz aufschreien, aber mein Gezeter geht unter in der wilden, lauten Nacht. In diesem rauen Land bleibt keine Zeit für Befindlichkeiten. Das Fenster muss geschützt werden!

Ich erwische den Laden, als er wieder zufällt und presse ihn gegen den Rahmen. Dann lege ich den ver-eisten Riegel um und drücke noch einmal nach. Mehr kann ich nicht tun. Es gibt nur den einen Riegel, und der muss halten.

Schnell schlüpfte ich zurück in die Hütte, deren warmes Inneres mich gnädig empfängt.

Ich spüre meine Finger nicht mehr und reibe die Hände über der Ofenplatte aneinander. Meine Augen tränen. Die Gesichtshaut spannt. Schnee und Eis schmelzen an meinen Haaren und auf dem Pullover. Ich ziehe die Nase hoch.

Mir wird wieder warm. Ich streife den Pullover ab und binde mein Haar neu. Zum wievielten Mal heute bereits?

Bevor ich weiterlese, gieße ich mir einen zweiten Becher Früchtetee auf. Während er zieht, massiere ich sanft den verstauchten Knöchel an der Hand. Er wird blau werden. Aber was bedeutet das schon?

Ehe ich mich wieder setze, lege ich die Hände um den warmen Becher und nehme vorsichtig einen Schluck Tee. Achtsam genieße ich das heiße Getränk, schmecke den Zucker auf den Lippen und die feine Fruchtsäure in meinem Mund. Man wird demütig hier draußen und dankbar für die einfachen Dinge, die einem vergönnt sind.

Man muss in dieser Gegend nicht viele Fehler machen, um zu sterben. Man erfriert, wird von einem wilden Tier angefallen oder man überlebt die Begegnung mit einem Elchbullen nicht. Mit ein bisschen Pech tritt man in die Falle eines Wilderers und stirbt an der Verletzung. Nicht wenige werden auch einfach nur von einem umstürzenden Baum erschlagen.

Mit unverminderter Kraft fegt der Sturm weiter über das Land. Treibt Eis und Schnee vor sich her und die Menschen in ihre Häuser.

Die Tiere verstecken sich tief im Wald. Wer einen Bau hat, verschwindet darin, wer einen Gefährten hat, kuschelt sich an ihn. Die Natur verschafft sich Respekt. Zeigt unmissverständlich, wer hier der Herr ist.

Ich nehme wieder auf dem knarrenden Holzstuhl Platz und ziehe Jonas' Aufzeichnungen zu mir heran. Mit dem dampfenden Becher in den Händen lese ich weiter.

Isabelle

An dem Vormittag, an dem ich Isabelle zum ersten Mal sah, zog bereits der zweite Wintersturm in diesem Monat über das Land. Er heulte um die Ecken des Hauses und rüttelte an den Menschen auf der Straße.

Ich stand am Fenster und schaute hinaus. Der eiskalte Wind trieb die mit Schnee vermischten Regentropfen vor sich her und warf sie gegen das Glas. Für einen kurzen Moment blieben sie daran haften, um sich dann in kleinen Rinnsalen auf das Fensterbrett herabzustürzen. Das letzte Blatt des Jahres klammerte sich verzweifelt an seinen Ast und trotzte den Kräften der Lüfte. Doch dann, letztendlich, riss es ab und flog davon.

Ich wandte mich ab und verließ meine Wohnung. Ich wollte pünktlich sein, bei Madame Dupin.

Sie stellte sich mir am Telefon als *Frau Dupin* vor. Da sie einen französischen Akzent hatte, ersetzte ich das unromantisch klingende Wort durch die schmeichelhafteste Anrede für eine reife Frau. „Madame“.

Dieses Wort zwingt einen Mann unweigerlich zu einer Verneigung, sei sie auch noch so spärlich, vor der Dame, die er damit anspricht. Madame Dupin, also.

Sie trug ihr langes Haar sorgfältig hochgesteckt. Ein dunkler, glänzender Branton mit ein wenig Rot darin. Wie reife Rosskastanien. Erste silberne Fäden schimmerten seidenmatt im Novemberlicht.

Madame Dupin hatte gelernt, das Leben zu genießen. Davon zeugten ihre zarten Rundungen. Wahrscheinlich erlag sie aber auch hin und wieder der

übermächtigen Anzahl von Verlockungen in ihrem reichhaltigen Kuchenbuffet.

Die Spuren der Freuden und Leiden des Lebens trug sie ungeschminkt in ihrem Gesicht. Vielleicht ein wenig Rouge. Aber wohl eher die Röte eines anstrengenden Morgens in der Backstube auf ihren Wangen.

Sie hatte hellbraune Augen. Ich wollte das Wort Bronze nicht verwenden. Die Harmonie mit ihrer Haarfarbe war beeindruckend.

Eine lange Strähne hatte sich befreit. Mit gepflegter Hand schob Madame Dupin sie hinter ihr Ohr und reichte mir die freie Hand zum Gruß.

„Bonjour. Ich bin Frau Dupin.“

Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Wie zart sie war.

Und wieder ersetzte ich das harte Wort, bevor ich meinen Griff löste.

„Guten Tag, Madame. Ich bin Herr Hartmann.“

Viel lieber hätte ich mich als Monsieur Hartmann vorgestellt. Aber mein deutscher Familienname machte ohnehin jeden Wohlklang zunichte.

„Bitte nehmen Sie Platz. Möchten Sie einen Kaffee?“

„Sehr gern. Vielen Dank.“

Ich zog meine Jacke aus, hängte sie an einen kunstvoll geschwungenen schmiedeeisernen Garderobenständer und setzte mich an den kleinsten Tisch am Fenster.

Madame Dupins Café war erfüllt von den Düften nach Kaffeebohnen und Schokolade, Vanille und Bittermandel und aus der Backstube zog das Rum-Aroma von soeben fertiggestelltem Kuchenteig in den Gastraum.

Madame Dupin bereitete die Tasse Kaffee für mich selbst zu. Ihre Bedienung, ein junges Mädchen, kümmerte sich weiter um die übrigen Gäste.

Ich beobachtete jede Bewegung dieser eleganten und anmutigen Frau. Wie sie ihren Kopf hielt, ihren Körper drehte, mit ihren Händen nach etwas griff, wie sie ihre Augen aufschlug, wenn sie mir einen Blick zuwarf und wie sie einen Fuß vor den anderen setzte, während sie mit wiegenden Hüften zu mir an den Tisch zurückkehrte.

Madame Dupin stellte die Tasse vor mir ab und nahm mit einer eleganten Bewegung auf dem gepolsterten Stuhl mir gegenüber Platz.

„Möchten Sie ein Stück Kuchen?“

Ihre zartrosa Lippen formten die Worte, wie es nur eine französische Frau vermag, wenn sie deutsch spricht.

Ich fürchtete, die überaus angenehme Stimmung in diesem Moment durch eine Zurückweisung zu stören. Aber ich hätte es als unerhört empfunden, ihre Gabe nur aus Höflichkeit anzunehmen. Ich wollte sie wirklich haben wollen und dann genießen können. Leider hatte ich vor weniger als einer Stunde erst gefrühstückt.

Immer noch plagte mich Schlaflosigkeit in der Nacht. Wenn ich in den frühen Morgenstunden dann endlich in den Schlaf fand, schlief ich bis spät in den Vormittag hinein. Sehr lästig. Dabei liebte ich den zeitigen Morgen. Seine Kühle und das Frösteln, das er mir bereitete. Die ersten Geräusche des jungen Tages und die Gerüche nach geröstetem Weißbrot und nach Kaffee oder Tee.

Bis ich es üblicherweise dann endlich aus dem Bett schaffte, war meine Wohnung bereits wieder warm

und die morgendliche Ruhe vor der Tür einer allgemeinen Betriebsamkeit gewichen.

„Nein, danke. Sehr freundlich“, lehnte ich Madame Dupins Angebot ab.

Ich war bereit, jede Regung des Missfallens in ihrem Gesicht zu deuten. Aber da war nichts, worüber ich mir hätte Sorgen machen müssen. Ruhig schaute sie mir direkt in die Augen und lächelte sanft. Sie wusste, was mir entging.

„Vielleicht beim nächsten Mal. Trinken Sie Ihren Kaffee. Dann zeige ich Ihnen die Wohnung.“

Sie stand auf und verschwand in einem Raum hinter der Kuchentheke. Es fühlte sich an, als hätte sie mir etwas weggenommen. Der Entzug ihrer Gegenwart ließ die Raumtemperatur um mich herum sinken.

Ich wusste an jenem Vormittag schon, dass ich wieder in ihr Café kommen werde, nur um dann ein Stück Kuchen von Isabelle Dupin entgegenzunehmen und bei jedem Bissen daran zu denken, dass diese Frau ihn selbst gebacken hatte. Ich würde ein Hefestück nehmen und mir vorstellen, wie lange sie es mit ihren zarten gepflegten Händen bearbeiten musste.

Bis dahin war ich noch nie einem Menschen mit einer Wirkung, wie sie Madame Dupin auf mich ausübte, begegnet. Ich trank meinen Kaffee und fühlte mich plötzlich krank. Ich schaute durch das große Fenster hinaus auf die Straße und suchte die Ursache dort draußen, im feuchtkalten Wetter.

Die Serviererin räumte die leere Tasse ab und ich folgte Madame Dupin. Mit eleganten Schritten ging sie voraus.

Beim Hinaufsteigen der Stufen gab ihr Rock den

Blick auf ihre Beine frei. Ich bemühte mich, nicht hinzusehen.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb sie stehen und deutete mit einer lässigen Armbewegung auf eine Tür.

„Dort ist meine Wohnung.“

Ich nickte und lächelte. Mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können.

Sie schritt weiter vor mir her durch das Treppenhaus.

Die Wohnung im zweiten Stock des aus der Gründerzeit stammenden Gebäudes entsprach meinen Vorstellungen. Hohe Decken, große Fenster, Gasanschluss. In der Küche befand sich bereits ein Herd mit sechs Flammen.

„Sie müssen den Herd nicht übernehmen“, hörte ich sie neben mir sagen, während ich mich schon auf das künftige Kochen darauf freute.

„Aber, nein“, erwiderte ich schnell. „Auf Gas kocht es sich doch am besten.“

Zufrieden lächelnd ging sie wieder voraus und zeigte mir die restlichen Räume. Ich lobte die hölzernen Dielenböden. Vom Wohnzimmer aus gelangte man sogar auf einen überdachten Balkon.

Ich verhandelte nicht über die Miete, sie war günstig und mehr als angemessen.

„Tres bien. Sind wir uns also einig.“

„Ja, natürlich.“

„C'est bon. Ich freue mich.“

Wieder reichte sie mir ihre schlanke Hand und besiegelte damit unsere Übereinkunft. Einen Monat später hielt der Umzugswagen einer Spedition vor dem Haus und drei schwitzende Männer schleppten meine

Möbel die Treppe hinauf.

Die darauf folgende Woche war ich mit Auspacken und Einräumen beschäftigt. Und Lampen montieren. Ich wollte die Spuren des Umzugs so schnell wie möglich beseitigt wissen.

Madame Dupin sah ich in diesen Tagen nicht. Nur manchmal hörte ich sie morgens oder abends die hölzernen Stufen im Treppenhaus hinab oder hinaufsteigen.

Ich begegnete ihr erst wieder an einem frühen Vormittag, in der Mitte des Monats. Am Abend zuvor war ich zeitig zu Bett gegangen und hatte erstaunlicherweise bis in die Morgenstunden durchgeschlafen.

Seit ich von Hamburg nach Itzehoe umgezogen war, fand ich allmählich zu einer erholsamen Nachtruhe zurück. Sogar das Fenster im Schlafzimmer konnte ich nachts geöffnet lassen. Kaum ein Geräusch drang zu mir hinauf in dieser ruhigen Straße, die nirgendwohin führte.

Ich hatte mir an jenem frostigen Morgen ein „Hamburger Abendblatt“ gekauft und schlenderte mit einer Tüte Brötchen zurück an meinen Frühstückstisch.

Als ich die Haustür erreicht hatte und nach dem Schlüssel tastete, war sie plötzlich da.

„Guten Morgen“, rief sie.

Sie stand in einem altrosafarbenen Etui-Kleid vor der Eingangstür ihres Cafés und verschränkte fröselnd die Arme vor der Brust. Ohne die weiße Schürze mit den gestärkten Rüschen, die sie sonst immer trug, wirkte Madame Dupin schlanker, jugendlicher.

„Guten Morgen“, grüßte ich und wollte weitergehen.

Doch sie hatte wohl auf mich gewartet.

„Möchten Sie mit mir frühstücken? Um diese Zeit habe ich nur wenige Gäste.“

Für einen Moment dachte ich daran, ihr abzusagen. Ich war darauf nicht vorbereitet und hatte auch nur zwei Brötchen in der Tüte.

Auf irgendetwas nicht vorbereitet zu sein verunsicherte mich seit meiner Jugend. Diese Unsicherheit nährte die Befürchtung in mir, einer Situation nicht gewachsen zu sein.

„Aber ja, gerne“, entfuhr es mir dann doch und überraschte mich selbst. Ich glaube, wenn das Schicksal etwas mit uns vorhat, dann kann man sich dessen übermächtigen Willen nicht entziehen.

Der Gastraum war leer. Eine Angestellte, die ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, füllte die gläserne Auslage mit Backwaren auf.

„Meine Tochter, Sophie“, unterbrach Madame Dupin meine Beobachtungen. „Sie hilft hin und wieder hier im Café aus. Sie studiert in Hamburg.“

Ich nickte grüßend in Sophies Richtung, dann klingelte das Telefon.

„Haben Sie auch Kinder?“

Ich suchte nach einer Antwort und wurde erlöst. Das Schicksal wollte es wohl so.

„Mama“, rief Sophie. „Telefon. Bestellung.“

„Einen Moment“, entschuldigte sich Madame Dupin, legte ihre Hand an meinen Oberarm und deutete mit ihrer anderen Hand auf einen Tisch etwas abseits in einer Ecke. „Nehmen Sie doch dort schon mal Platz.“

„Sophie, zwei Frühstücke“, rief sie dann und eilte zum Telefon. Ich zog die Jacke aus und hängte sie an

den Garderobenständer.

Der Tisch war zur Hälfte von einer gepolsterten Sitzbank umgeben. Eine einzelne aufgeblühte rote Rose stand in einer Vase darauf. Das gestärkte Tisch-tuch leuchtete weiß.

Ich rutschte auf die Bank und legte etwas verlegen meine Brötchentüte und die Zeitung neben mir ab. Sophie brachte Geschirr und Besteck und lächelte mild.

„Kaffee?“

„Ja, gerne.“

Madame Dupin hatte ihre Bestellung durchgege-ben und kehrte zu mir zurück.

„Möchten Sie ein gekochtes Ei?“

„Nein, danke.“

„Rührei? Ei im Glas? Ein Spiegelei?“

„Sehr liebenswürdig. Nein, danke.“

Sie setzte sich zu mir auf die Bank und sah mich an.

„Haben Sie sich eingerichtet?“

„Ja, und ich schlafe besser, als in Hamburg.“

„Das freut mich. Was machen Sie eigentlich beruf-lich? Ich sehe Sie morgens gar nicht wegfahren.“

Ich hatte mich bereits darüber gewundert, dass sie mir diese Frage nicht schon gestellt hatte, als ich mich für die Wohnung interessierte. Üblicherweise war es eine der ersten Auskünfte, die man über einen zukünf-tigen Mieter einholte.

„Ich schreibe für einen Verlag. Das kann ich von zu Hause aus.“

„Sie sind Schriftsteller? Was schreiben Sie?“

Auf diese immer wieder gestellte Frage antwortete ich in der dafür von mir zurechtgelegten Weise und

lächelte verlegen.

„Kriminalromane. Nichts Besonderes.“

Ich war eben kein berühmter Bestsellerautor, dem die Frauenherzen entgegenflogen. Im Gegenteil. Mich kannte kaum jemand. Ohne den Erlös durch den Verkauf von internationalen Lizenzen hätte ich von den Tantiemen nicht einmal leben können.

Sophie brachte unser Frühstück und zog sich zurück. Ab und zu hörte ich sie in dem Raum hinter der Kuchentheke mit Geschirr klappern.

Ich griff nach einem Croissant und begann damit, es auf französische Art zu essen.

Madame Dupin entschied sich für ein einfaches Brötchen, verzichtete auf Butter und bestrich eine Hälfte mit Aprikosenkonfitüre.

Ihre Bewegungen waren ausnahmslos von einer Eleganz und einer Anmut, wie ich es noch nie bei einem Menschen zuvor beobachtet hatte. Es kostete mich große Mühe, interessiert zu wirken, aber nicht aufdringlich und dabei trotzdem keine ihrer Bewegungen zu verpassen.

Sie entfernte mit ihrer Zungenspitze Aprikosenkonfitüre von ihren Lippen. Ich schaute schnell auf meinen Teller. Sie lächelte, als ich sie wieder ansah.

Ich dachte darüber nach, ob es wohl einen Herrn Dupin gibt oder einen solchen in spe. Einen Hinweis darauf hatte ich nicht, wagte es aber auch nicht, danach zu fragen.

Schon diese eine Frage zu stellen würde das mir zur Verfügung stehende Maß an Mut bei Weitem übersteigen. Die Furcht vor der Antwort umso mehr.

Madame Dupin hingegen fürchtete sich nicht, oder sie ließ es sich nicht anmerken. Später erfuhr ich, sie

erlag ihrer Neugierde.

„Gibt es eine Frau in Ihrem Leben?“

Was für eine Frage! So direkt gestellt und doch so verständlich.

„Äh, nein“, stammelte ich.

Madame Dupin hob ihr Kinn und ließ es langsam sinken.

Ich weiß nicht, was in diesem Moment in mich gefahren war, aber plötzlich hörte ich mich fragen: „Und Sie? Ich sehe Sie immer nur allein.“

„Ich hatte mit meinen Männern bisher kein glückliches Händchen. Sophie ist das Einzige, was mir blieb.“

Sie goss sich Kaffee nach und trank ihn schwarz.

„Die Plätze neben uns sind also frei. Wir haben etwas Gemeinsames. Darauf stoßen wir an.“

Sie hob ihre Tasse und hielt sie mir entgegen. Es war mir ein wenig peinlich, aber ich wollte die vertraute Stimmung in diesem Moment nicht zerstören.

„Isabelle“, sagte sie leise und stieß gegen meine Tasse.

„Jonas“, brachte ich mühsam hervor. Dann tranken wir einen Schluck. Ich lächelte verlegen.

Ich bemühte mich, entspannt zu wirken und knabberte an einem Croissant. Aber mir war zu warm, und ich schwitzte.

Isabelles Parfüm stieg mir süß und herb zugleich in die Nase und erinnerte mich an den Duft des Sommerjasmins. Ich glaubte, die Wärme ihres Körpers zu spüren, obwohl zwischen uns die Zeitung und die Brötchentüte lagen. Sie bemerkte meinen Blick darauf.

„Ich habe jeden Tag frische Brötchen. Wenn du

magst, können wir zusammen frühstücken.“

„Ja, warum nicht“, versuchte ich, einen gleichgültigen Ton zu treffen, was mir aber nicht gelang. Ich wollte ihr nicht verraten, wie sehr sie mir gefiel. Ich fürchtete, mich lächerlich zu machen. Womöglich empfand sie nicht so viel für mich, wie ich für sie.

Wir sprachen über Belanglosigkeiten. Ich achtete sehr darauf, was ich sagte. Wie ich mich ausdrückte. Denn in meinem Alter weiß man, bevor wir etwas Kluges sagen können, womit wir unser Rendezvous beeindruckt hätten, quatschen wir gerne irgendeinen Unsinn daher und machen alles zunichte. Und die Angebotete denkt: „Das ist genauso ein Depp wie mein Ex.“

Dann betraten die ersten Gäste das Café. Isabelle musste sich um sie kümmern. Ich verabschiedete mich und vergaß die Zeitung und die Brötchentüte auf der Sitzbank. Sophie brachte mir später beides an die Wohnungstür.

Wintermorgen

21. Januar.

Es ist still in der Hütte. Kein Laut dringt an meine Ohren. Und es ist kalt. Ich öffne die Augen. Ich liege vollständig bekleidet auf dem Bett. Auf mir liegt der viel zu große Wollpullover.

Durch die Ritzen der Schlagläden scheint die Sonne hindurch. Staub tanzt in ihren Strahlen. Der Sturm hat sich gelegt, die Nacht ist vorüber.

Mühsam und mit steifen Gliedern wälze ich mich aus dem knarrenden Bett. Die Feuer in den beiden Öfen sind aus. Ich lege die letzten Holzscheite auf die Glutreste. Es wird eine Weile dauern, bis es in der Hütte wieder warm ist. Ich werde mit dem Waschen und Zähneputzen so lange warten. Aber die Schlagläden kann ich schon mal aufklappen.

Ich schlüpfte in den dicken Wollpullover und krempele die Ärmel hoch. Er reicht mir bis fast an die Knie.

Die Eingangstür ist festgefroren. Nach zwei kräftigen Tritten kann ich sie knirschend und knackend öffnen.

Messerscharf schneidet die Kälte in mein Gesicht, während ich auf die Veranda heraustrete. Überall liegt Schnee. Auch unter dem Vordach. Er reflektiert die gleißende Helligkeit der Sonne und blendet mich. Ich kneife die Augenlider zu dünnen Schlitzen zusammen.

Der Himmel ist wolkenfrei. Ich stapfe durch eine lange Schneewehe und öffne die Läden vor den Fenstern. Dann entdecke ich die umgestürzte Fichte. Ihr Stamm liegt quer über dem Weg zur Hütte. So ein Mist. Darum werde ich mich kümmern müssen. Doch

zuerst muss ich die Veranda von Schnee befreien. Wenn er in der Sonne taut und dann wieder gefriert, könnte ich ausrutschen und stürzen.

Sich in dieser einsamen Gegend zu verletzen, sollte man unbedingt vermeiden. Im Schuppen habe ich einen Besen gesehen.

Ich kämpfe mich durch den Tiefschnee um die Hütte herum. Die Schuppentür steht eine Handbreit offen. Der Wind muss sie aufgestoßen haben. Eine große Schneewehe hat sie blockiert. Im Dunkeln gestern Abend ist mir das nicht aufgefallen.

Mit den Füßen schiebe ich den Schnee beiseite, stemme die Tür ein Stück weiter auf und zwänge mich hindurch. An der Wand lehnt der Besen.

Ich habe den Stiel schon in der Hand, als plötzlich etwas Braunschwarzes auf mich zugeschossen kommt. Etwa so groß wie ein mittelgroßer Hund. Und es faucht und knurrt und es fletscht seine spitzen Zähne. Ich erschrecke mich furchtbar und stoße einen gellenden Schrei aus. Ich kann das tobende Irgendwas gerade noch mit dem Besen abwehren und zurückstoßen. Doch es startet sofort einen neuen Angriff und schnappt nach meinem Hosenbein. Dann erkenne ich, was mir da gegenübersteht. Ein Vielfraß!

Das rund dreißig Kilo schwere Tier muss in der Nacht Schutz vor dem Sturm gesucht haben.

Vielfraße sind sehr wehrhaft. Mit seinem Gebiss kann er mir tiefe Verletzungen zufügen. Aber er muss aus dem Schuppen heraus. Keinesfalls möchte ich im Dunkeln nach Holz tasten und dann von ihm angegriffen werden.

An mir vorbei wird er den Schuppen nicht verlassen. Er hat genauso viel Angst vor mir, wie ich vor

ihm.

Langsam trete ich einige Schritte zurück und nehme den Besen mit. Der Vielfraß hört auf zu knurren und schaut mir nach.

Schnell kämpfe ich mich durch den Schnee auf die andere Seite des Schuppens und schlage mit dem Besen an die Wand. Dazu schreie ich und stoße mit den Schuhen gegen die Bretter. Dieser Lärm müsste ihn verscheuchen.

Ich lausche. Und höre, nichts. Ist er weg?

Sofort stapfe ich zurück zum Eingang des Schuppens und sehe seine Spuren im Schnee. Sie führen von der Hütte weg.

Gott sei Dank. Mir schlägt mein Herz bis in den Hals hinauf.

Ich trete den Schnee platt, bis ich die Schuppentür schließen kann, und schiebe den Riegel vor. Noch einmal möchte ich nicht von einem wilden Tier da drin überrascht werden.

Die Veranda von dem vielen Schnee zu befreien ist eine anstrengende Angelegenheit. Ich rieche meinen Schweiß. Wird Zeit, dass ich mich wasche.

Ich lasse den Besen stehen und betrete die Hütte. Die beiden Öfen haben ganze Arbeit geleistet. Trocken schlägt mir ihre Wärme entgegen.

Ich habe kein Holz zum Nachlegen mehr. Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch gehe ich in den Schuppen und staple mir mehr Scheite auf die Arme, als ich tragen kann. In der Mitte der Hütte verlassen mich meine Kräfte und sie poltern auf den Boden. Fluchend sammle ich sie wieder ein und lege sie neben die Öfen.

Die Hütte hat keinen Wasseranschluss. Also mische ich kaltes Wasser aus einem der Kanister und warmes Wasser aus dem Kessel auf dem Ofen in einer Schüssel. So, wie es die Menschen früher auch gemacht haben. Dazu ein Stück halb vertrocknete Seife mit tiefen Rissen und ein steifes Handtuch. Wer braucht schon eine heiße Dusche und einen weichgespülten Frottee-Bademantel?

Das Thermometer in der Hütte steigt, es zeigt bereits achtzehn Grad plus. Doch das verdunstende Wasser auf meiner feuchten Haut lässt mich frösteln. Bibbernd ziehe ich mich wieder an.

Die Vorräte in Jonas' Hütte sind reichhaltig und gut sortiert. Ich schaue mir die vorhandenen Konserven an. Sogar Brot in Dosen ist dabei. Allerdings habe ich noch keinen Öffner gefunden.

Mein Frühstück steht vor mir auf dem Tisch. Schwarzbrot, eine Tube Margarine und Konfitüre aus Moltebeeren. Aber ich bekomme die Dose nicht auf.

Im Schuppen habe ich ein Beil gesehen. Vielleicht schaffe ich es damit.

Wenn man weiß, wie es geht, ist es ganz einfach. Bis dahin aber schlage ich mir einen Fingerknöchel blutig, weil ich mit dem Beil an der Dose abrutsche.

Der höllische Schmerz treibt mir die Tränen in die Augen und nimmt mir für einen Moment den Atem. Die Wut über meine Ungeschicktheit gibt mir die Kraft für einen zweiten Versuch. Zur Belohnung sitze ich jetzt am Tisch und genieße Schwarzbrot mit Moltebeeren-Konfitüre und trinke einen heißen Instantkaffee dazu. Der Finger blutet nicht mehr.

Draußen steigt langsam die Temperatur. Das

Thermometer zeigt nur noch 18 Grad minus. Ich werde bis zum Mittag warten und dann versuchen, mit dem Geländewagen die umgestürzte Fichte zu umfahren. Wenn die Hauptstraße geräumt ist, fahre ich zur Lodge und bitte Mika, den Stamm zu zersägen.

Bis dahin lese ich weiter in Jonas' Aufzeichnungen.

Sehnsucht im Sonnenuntergang

Ich bin gerne mit mir allein, aber nicht gerne einsam. Isabelle ging es ebenso. Wir genossen unser allmorgendliches Frühstück und starteten gemeinsam in den Tag. Es wurde unser Ritual.

Wir entdeckten weitere Gemeinsamkeiten und worin wir uns unterschieden. Der Umgang miteinander erinnerte mich an den von Geschwistern. Unverfänglich. Unbeschwert. Vertraut.

Meist saßen wir mehr als eine Stunde beieinander und sprachen über uns selbst und wie wir diese Welt sahen. Danach ging sie an ihre Arbeit und ich in meine Wohnung. Dort saß ich zufrieden an meinem Schreibtisch und schrieb an den Manuskripten. Ich war produktiver geworden und unterbot sogar die Abgabetermine.

Eines Morgens rief mein Verleger Konrad Bernstein an und bot mir ein neues Buchprojekt an.

„Jonas, wir müssen mal was anderes machen.“

„Was anderes? Was meinst du? Stimmt mit den Krimis was nicht?“

„Doch, aber Mord und Totschlag sehen die Leute mittlerweile jeden Abend im Fernsehen. Ist ja eine richtige Krimischwemme derzeit. Wir brauchen irgendwas mit starken Gefühlen, der großen Liebe, du weißt schon. Schicksal und so.“

„Der großen Liebe? Was soll das denn jetzt? Du hast doch genug Autorinnen, die dir das schreiben können.“

„Die schreiben ja auch alle an ihren Projekten. Aber da ist eben nicht genau das dabei, was ich mir so vorstelle. Im Genre ‚Romantik‘ sind wir unterbe-

stückt. Du hättest die Zeit dazu. Und, Jonas, am besten etwas mit einem tragischen Ende.“

Konrads Begeisterung steckte mich nicht an. Ich habe mich noch eine halbe Stunde gewehrt. Ohne Erfolg. Er ließ mich nicht mehr aus seinen Fängen. Ich willigte schließlich ein und übernahm auch gleich seinen Titelvorschlag. „Sehnsucht im Sonnenuntergang“, faselte er andächtig. Etwas Besseres wäre mir ohnehin nicht eingefallen. Für Romantik und große Gefühle fühlte ich mich nicht zuständig.

Ich fühlte mich bestraft. Das hatte ich nun davon, dass ich dem Lektorat so eifrig meine Arbeiten eingereicht hatte. Anstatt mehr Zeit für das nächste Buch hatte ich nun diesen unsäglichen Auftrag an der Backe.

Tagelang saß ich vor dem Computer und grübelte. Hin und wieder hatte ich eine diffuse Idee von einer Idee, aber ich brachte nicht einen einzigen vorzeigbaren Absatz zustande.

In einem Baumarkt an der Kasse glaubte ich, einen brauchbaren Ansatz gefunden zu haben, aber der ungeduldige Blick der Kassiererin hielt mich davon ab, ihn aufzuschreiben. Als ich mit dem Einkauf endlich mein Auto erreicht hatte und Block und Stift zur Hand nahm, war nichts mehr da. Alles vergessen. Weg.

Ideen sind wie scheues Wild. Wie Rehe, die schon bei der geringsten Störung flüchtend im Wald verschwinden.

Ich erzählte Isabelle von meinem Problem. Sie sah mich lange an und schmunzelte.

„La grande amour. Glaubst du daran?“

„Nein. Wenn es vorgesehen wäre, dass wir unsere

große Liebe finden, dann gäbe es nicht so viele Menschen, die in Sehnsucht leben auf dieser Welt. Unserer Bestimmung ist es einerlei, was aus uns wird. Und weil es so ist, leben davon Tausende von Menschen. Sie verdienen ihr Geld mit unseren Sehnsüchten, Träumen und Hoffnungen. Und wir kaufen sie ihnen ab. Jeden Tag. Schundromane, Kitsch-Filme, Radio-Schnulzen.“

„Das klingt sehr traurig.“

„Findest du?“

„Qui.“

„Du glaubst an die eine große Liebe im Leben?“

„Natürlich“, hauchte Isabelle hinreißend akzentuiert.

„Dann wird es aber Zeit.“

„Für die große Liebe ist es nie zu spät“, sagte sie leise und schaute mich vielsagend an.

„Hmm“, brummte ich.

Die ersten Gäste beendeten das gemeinsame Frühstück und wir gingen an unsere Arbeit.

Lange saß ich an meinem Schreibtisch und dachte darüber nach, was Isabelle gesagt hatte.

Es entsprach weder meiner Überzeugung noch meiner Erfahrung.

Bis zur Mitte meines Lebens hatte ich noch darauf gewartet, irgendwann dieser einen Frau meines Lebens gegenüber zu stehen. Es war mehr ein banges Hoffen, als Gewissheit oder Überzeugung. Doch als ich die Fünfzig überschritten hatte, wich diese Hoffnung der Überzeugung, dass es den einen Partner, der alles richtig macht, der einen im Leben begeistert, verzückt und befriedigt, nicht gibt.

Der Glaube daran ist eben nur eine Hoffnung. Und

die Hoffnung stirbt zuletzt, sagt man. Aber auch sie stirbt letztlich. Was danach kommt, ist eine Aneinanderreihung freudlos durchlebter Tage ohne Aussicht auf Erlösung.

Irgendwann habe ich mich selbst erlöst. Freigesprochen von diesem Irrglauben und damit begonnen, mich auf die Dinge in meinem Leben zu konzentrieren, die ich auch beeinflussen konnte. Schluss mit der Warterei, der Sucherei. Schluss mit dem spätpubertären Wunsch, sein Gegenstück doch endlich in die Arme zu schließen und mit ihr alle seelischen Wunden zu heilen, die das Leben bis dahin geschlagen hatte.

Den idealen Partner gibt es nicht. Ein Mythos.

Schon die Schriftstellerin Ann Ratcliff, eine Zeitgenossin von Jane Austen, sagte, sie schreibe über das, was ihr Leben für sie nicht bereithält. Und genau das tat ich auch und tippte endlich die ersten Zeilen für Konrads Liebesroman in den Computer.

Wilde Tiere

Am westlichen Himmel ziehen Wolken auf. Ich sollte versuchen, die Lodge zu erreichen, bevor es sich zuzieht. Vielleicht beginnt es dann wieder zu schneien.

Ich habe Jonas' alten Geländewagen gestern Abend im Carport neben der Hütte abgestellt. Seine Scheiben sind zwar zugefroren, aber der Toyota ist frei von Schnee.

Der starke Motor springt nach drei Startversuchen an und läuft ein paar Minuten später rund. Die warme Luft aus den Heizungsdüsen hat den Innenraum erwärmt und die Frontscheibe angetaut. Den Rest erledigen die Scheibenwischer.

Langsam setze ich den schweren Wagen zurück. Er fährt sich erstaunlich gut. Nach anfänglichem Respekt vor seinen Abmessungen habe ich ihn in mein Herz geschlossen.

Derart fette Autos habe ich immer verabscheut. Ich hielt es für eine rücksichtslose Verschwendung von Ressourcen. Aber hier draußen ist der Toyota ein großer, starker und hoffentlich treuer Freund. Jedenfalls fühle ich mich darin, hoch oben thronend, sicher.

Mit den Augen suche ich nach einer geeigneten Stelle, um den umgestürzten Fichtenstamm zu umfahren. Ich entscheide mich für die rechte Seite und lege den Vorwärtsgang ein. Die niedrigen Fichten am Wegesrand kann ich bestimmt leicht überwinden.

Knirschend rollen die Räder über den Schnee. Das grobe Profil stantzt kleine Bröckchen heraus und lässt sie hinter sich wieder fallen. Der Schnee reicht fast bis an den Wagenboden.

Vor dem abgebrochenen Fichtenstamm lenke ich den Toyota vom Weg herunter. Die dicken Reifen rumpeln über irgendetwas unter der Schneedecke und lassen die Karosserie wanken. Der Aufbau neigt sich bedrohlich. Ich klammere mich am Lenkrad fest. Dann richtet er sich wieder auf und ich gebe Gas. Mit gewaltiger Kraft wühlen sich alle vier Räder gleichzeitig durch den Schnee. Überfahrene Fichten verschwinden vor der Motorhaube und kratzen am Unterboden entlang.

Ich habe den Fichtenstamm umfahren. Der Geländewagen wühlt sich weiter voran. Ich drehe am Lenkrad und will zurück auf den Weg, da passiert es. Der Motor heult auf, der Toyota wird langsamer, schüttelt sich. Irgendwoher steigt Qualm auf. Ich trampele auf das Gaspedal. Bloß jetzt nicht stecken bleiben!

Doch es ist zu spät. Der Motor jault, die Räder schmeißen mit Schnee und Dreck um sich und es qualmt und es stinkt. Der Geländewagen schüttelt sich noch einmal und bäumt sich auf. Ich nehme den Fuß vom Gas und lege den Rückwärtsgang ein. Vorsichtig trete ich auf das Pedal und rede mit Jonas' Wagen.

„Komm, sei brav. Lass mich jetzt nicht hängen. Du schaffst das.“

Der Allradantrieb ackert. Der Toyota bemüht sich. Aber er bewegt sich nicht. Die Räder drehen, ohne Halt zu finden. Es hat keinen Zweck.

Ich nehme den Gang raus und ziehe die Handbremse an. Dann springe ich fluchend aus dem Wagen und schreie: „Was? Was willst Du?“

Und dann sehe ich das Problem. Der schwere Geländewagen sitzt auf. Die Räder erreichen kaum den Boden. Er liegt auf einem kleinen Hügel oder einem festen Haufen Schnee. Ich fluche weiter.

„Scheiße“, und dass immer mir so etwas passiert. Und dann muss ich lachen. Wieso immer? Das hier ist das erste Mal, dass ich mich festgefahren habe. Und sogleich erkenne ich genau darin mein Problem.

Sicher kann man etwas tun, um den Wagen wieder freizubekommen. Aber was? Ich habe keine Ahnung.

Ich gebe auf, schalte wütend den Motor ab und stapfe zurück zur Hütte.

Mit einem dampfenden Becher Tee in den Händen stehe ich daran nippend auf der Veranda und schaue Jonas' Toyota böse an. Dann habe ich eine Idee.

Ich suche im Schuppen, im Carport und in der Hütte vergeblich nach einer Schaufel. Im Kofferraum des Toyotas finde ich einen Klappspaten. Es vergeht eine ganze Minute, bis es mir mit meinen klammen Fingern gelingt, die Schaufel auszuklappen. Ich fluche wieder. Laut. Verzweifelt. Dann beginne ich, zu graben.

Ich liege auf dem Bauch unter dem Wagen und hole grammweise den Schnee darunter hervor. So jedenfalls kommt es mir vor. Nach einer halben Stunde stoße ich auf gefrorene Erde. Aussichtslos, mit dem Klappspaten davon etwas abtragen zu wollen.

Die Verzweiflung treibt mich wieder auf den Fahrersitz. Der Motor springt sofort an. Ich rede mit dem Toyota.

„Sei jetzt lieb und bleib fair. Ich habe mich bemüht und nun mach du auch was. Danach fahren wir beide zurück zur Hütte.“

Ich habe einen Deal. Der Geländewagen bewegt sich tatsächlich.

Rückwärts kann ich ihn mit heulender Maschine und stampfenden Rädern zur Mitarbeit überreden.

Schaukelnd rumpelt er artig hinauf auf den Weg. Ich halte mein Versprechen und stelle ihn neben der Hütte wieder in den Carport.

Ich tröste mich damit, dass ich einen entscheidenden Schritt weiter gekommen bin. Ich weiß, dass mein Plan Mist war und es so nicht geht. Aber wie dann?

Der Baum muss weg. Zumindest so viel davon, dass ich mit dem Toyota daran vorbei komme.

Ich schaue mir eine Weile das umgelegte Nadelgehölz an und entscheide mich schließlich für die Seite mit der Krone. Dort ist der Stamm dünner als am anderen Ende.

Im Schuppen habe ich eine Kettensäge gesehen.

Das Ding ist unglaublich schwer. Ich schleppe es zur Fichte und versuche mich daran zu erinnern, wie man so ein Teil startet. Wenn man die Jungs im Fernsehen damit hantieren sieht, sieht es ganz einfach aus.

Ich entdecke einen roten Knopf und drücke drauf. Nichts passiert. Dann sehe ich das schwarze Plastik-T-Stück mit einem Zentimeter Seil aus dem Gehäuse baumeln und weiß, daran muss man ziehen.

Seit einer viertel Stunde zerre ich an dem Seil. Der Motor der Säge gluckert kurz, dann verstummt er wieder. Ich schwitze wie verrückt. Das irre schwere Ding in einer Hand zu halten und es in das Seil fallen zu lassen gelingt mir nicht. Sah so einfach aus, im Fernsehen.

Die Säge steht im Schnee und mein Stiefel hindert sie am Umfallen. Immer wieder beuge ich mich herunter und reiße an dem Seil. Erfolglos. Es bilden sich bereits Blasen an meinen Händen. Ich gebe auf.

„Leck mich, du Scheißding.“

Zur Strafe lasse ich die Säge im Schnee stehen und stapfe wütend zurück zur Hütte. Soll sie doch erfrieren.

Ich koche mir noch einen Tee und gehe in Gedanken meine Optionen durch.

Der Weg führt von der Hauptstraße etwa sechs Kilometer bis zu dieser Hütte. Hier endet er.

Bis zur Lodge sind es bestimmt fünfzig Kilometer. Die kann ich nicht zu Fuß zurücklegen.

Ich beschließe, am nächsten Morgen zur Hauptstraße zu wandern und auf ein Fahrzeug zu warten. Kommt keins, wiederhole ich das Tag für Tag so lange, bis eben eins kommt. Eine andere Idee habe ich nicht.

So, als hätte ich es schon tausend Mal gemacht, gelingt es mir, mit dem Beil eine Dose Pfirsiche zu öffnen. Endlich klappt mal was. Die Pfirsichhälften schmecken köstlich.

Mit der Dose in der Hand stehe ich am Fenster und angele die gelben Stücke mit einer Gabel aus dem Zuckerwasser. Dann bleibt mir fast das Herz stehen. Ein Bär!

Mit der Nase im Schnee schiebt er sich, abwechselnd nach links und rechts schnüffelnd, auf die Hütte zu.

„Ach, du Scheiße!“

Wie gelähmt verharre ich am Fenster und sehe das braune, zottelige Tier auf mich zulaufen. Bis ich begreife, dass er mich irgendwann entdecken wird.

Sofort trete ich einen schnellen Schritt zur Seite und stolpere über die Holzscheite neben dem Ofen.

Ich falle hinten über und gieße mir das Pflirsich-Zuckerwasser über den Pullover. In Panik versuche ich, die Dose gerade zu halten. Doch eine der glitschigen Pflirsichhälften flutscht über den Rand der Dose hinweg und schlittert über den Hüttenboden.

„Super“, denke ich. „Die Spur für den Bären bis zu mir ist ja jetzt gelegt.“

Und schon höre ich ihn über die Veranda trampeln.

„Die Tür!“, schießt es mir durch den Kopf und mit dem Mut der Verzweiflung werfe ich mich dagegen und schiebe den Riegel vor.

Ich höre den Bären daran schnuppern und schnauften. Im Geiste sehe ich ihn aufrecht davor stehen, und es wird sicher nicht mehr lange dauern, bis er sie einfach eindrückt.

Plötzlich erscheint er am Fenster!

Kann er mich sehen?

Können Bären gut sehen?

Ich glaube nicht. Das habe ich doch schon mal irgendwo gelesen. Bestimmt!

Der Bär schnüffelt und schnauft vor dem Fenster und besabbert es. Sein Atem lässt das Glas beschlagen.

Wenn er mit einer Pranke dagegen schlägt, ist er bald darauf hier drin. Und meinen Angstschweiß riecht er bestimmt auch schon.

Ich überlege kurz, in den Schuppen zu flüchten. Aber der Bretterschlag hat dem Bären nichts entgegenzusetzen. Den haut der Bär mühelos kurz und klein.

Wieder schnüffelt der Bär an der Tür. Der weiß womöglich, wozu die da ist. In ein paar Sekunden steht der vor mir. Und tatsächlich! Die Klinke bewegt sich! Was mache ich nur?

Ich bin unfähig, mich zu bewegen. Und dann beginnt der Bär damit, gegen die Tür zu drücken.

„Die Tür hält seinem Gewicht im Leben nicht stand“, denke ich und erinnere mich plötzlich daran, dass diese Bären an sich recht scheue Tiere sind.

Ein Blechtopf und ein Kochlöffel lassen mich wieder Herrin der Lage werden.

Wie eine Wahnsinnige kloppe ich darauf herum und schreie und stampfe mit den Füßen.

Ob der Bär vor dem Lärm oder vor der Angst vor der Verrückten, die ihn verursacht hat, geflüchtet ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls nimmt er seine Beine in die Tatzen und rennt davon. Nur ein Stück von der Hütte weg, aber wenigstens runter von meiner Veranda.

Was passiert wäre, hätte er mich am Boden liegend unter dem Toyota erwischt, wage ich mir gar nicht auszumalen.

Der Bär stapft weiter von der Hütte weg. Dort, wo der Geländewagen sich festgefahren hatte, bleibt er stehen und schnüffelt. Dann, plötzlich, stürmt er mit wallendem Fell davon und schlägt sich in die Büsche. Irgendetwas hat ihn verscheucht. Oder er erlag dem Frust, dass hier nichts zu holen war. Wegen der Verrückten, in ihrer Hütte.

Jedenfalls werde ich vorsichtiger sein müssen und mehr auf die Umgebung achten. Nicht auszudenken, wenn ein Bär mich in einem Moment der Unaufmerksamkeit überrascht.

Meine Chancen bei Frau gegen Bär brauche ich mir nicht lange auszurechnen.

Ich bin froh, dass ich noch lebe, sammele die Pfir-

sichhälfte ein und wische das Zuckerwasser vom Boden auf.

Der Wollpullover macht Bekanntschaft mit einem feuchten Lappen. Aber der größte Teil der klebrigen Flüssigkeit ist bereits in mein Sweatshirt darunter gesickert.

Mit zittrigen Händen stochere ich mit der Gabel in der Dose nach den restlichen Pfirsichhälften und versuche, mich zu beruhigen.

Plötzlich höre ich den Bären wieder auf der Veranda und dann klopft er dreimal gegen die Tür und ruft etwas auf Finnisch.

Bevor ich begreife, dass das natürlich Quatsch ist, entfährt mir ein Schrei.

Wer auch immer da vor der Tür steht, fragt jetzt etwas und ich antworte mit dem einzigen finnischen Wort, an das ich mich erinnern kann.

„Saksa?“

„Ah, deutsch“, höre ich jemanden antworten. Hastig zerre ich den Riegel beiseite und reiße die Tür auf.

Vor mir steht ein Mann, etwas größer als ich und mit einem dichten Vollbart. Freundlich streckt er mir seine Hand entgegen und poltert: „Joonä. Von Mika Järvinens Lodge.“

„Ah, ja. Nadine“, antworte ich und schüttele erleichtert seine Hand. „Ein Bär war hier!“

„Ja, ich habe ihn gesehen. Er ist weggelaufen. Die meisten sind scheu. Eigentlich halten sie jetzt Winterruhe. Wer weiß, was den herausgetrieben hat.“

„Ich bin froh, dass Sie hier sind. Ein Baum ist über den Weg gefallen.“

„Ja, ich habe es gesehen. Durch den Sturm gestern.“

Ich nicke bestätigend.

„Ich habe versucht, an ihm vorbei zu fahren, bin aber stecken geblieben.“

„Ich habe eine Säge im Wagen.“

Meine gescheiterten Versuche mit Jonas' Kettensäge behalte ich für mich, aber wenn Joonas sie im Schnee stehen sieht, wird er sich seinen Teil wohl denken.

Er bemerkt sie natürlich sofort und verzichtet darauf, die eigene Säge aus dem Wagen zu holen. Er drückt ein paar Mal auf den roten Knopf und lässt die Kettensäge in das Seil fallen. Beim zweiten Versuch springt der Motor an und stößt mit lautem Getöse einen blauen Abgasstrahl von sich.

Ganz einfach, wie im Fernsehen.

Zehn Minuten später hat Joonas den Fichtenstamm in drei Teile zersägt und ich helfe ihm dabei, die Stücke vom Weg zu rollen. Die Krone der Fichte lässt er am Wegesrand liegen.

Gerne möchte ich mich mit einem heißen Tee bei ihm bedanken, aber er lehnt ab.

„Ich fahre einmal in der Woche die Hütten in der Nähe der Lodge ab und sehe nach dem Rechten. Zu zweien muss ich heute noch, und es wird bald dunkel.“

Joonas verabschiedet sich und wendet seinen Pickup. Ich stehe mit verschränkten Armen auf dem Weg und schaue ihm nach. Gott sei Dank kam er jetzt hier vorbei.

Es ist beinahe 15.00 Uhr. Das Tageslicht schwindet. Das Thermometer fällt wieder unter zwanzig Grad minus. Ich schließe die Läden vor den Fenstern, hole zwei Stapel Holzscheite aus dem Schuppen und

lasse die beiden Öfen ordentlich heizen.

Ein aufregender Tag und die Arbeit in der Kälte haben mich geschafft. Ich friere, und ich habe Hunger. Aber ich spüre eine große Zufriedenheit hier draußen, in Jonas' Hütte.

Ich stöbere in den Vorräten und plündere den Keksvorrat. Dann lege ich mich mit seinen Aufzeichnungen auf das Bett und ziehe die dicke Decke bis unter mein Kinn. Kekskrümel fallen auf die Zeilen aus blauer Tinte mit sorgsam niedergeschriebenen Erlebnissen und Gedanken.

Der einsame Rolf

Im Treppenhaus duftete es nach Vanille. Ich liebte diesen Duft. Er kam aus Isabelles Räumen. Irgendwelches Räucherwerk.

Da ich abends keine Geräusche aus ihrer Wohnung vernahm, die auf einen laufenden Fernseher schließen ließen, stellte ich mir vor, wie sie auf ihrem Sofa lag und ein Buch las. Natürlich einen Klassiker. Dazu ein Glas Rotwein. Der Rauch eines Räucherstäbchens steigt kerzengerade auf und zeichnet ihre Gesichtszüge weich.

Ob es sich so verhielt, wusste ich nicht. Ich wusste nicht einmal, ob sie ein Sofa besaß. Ich habe sie nicht danach gefragt und ihre Räume hatte ich bis dahin nicht betreten. Aber mir gefiel es, mir Isabelle so vorzustellen.

Vieles an ihr gefiel mir und ich verbrachte meine Zeit sehr gerne mit ihr.

Wenn ich es so gewollt hätte, wären wir vielleicht ein Paar.

Aber wohin sollte das führen? In eine gemeinsame Wohnung? In den Alltag mit all seiner Ernüchterung, weil der Partner am Ende doch nicht so toll war, wie man ihn sich vorgestellt hat? Ich lebte lieber mit einer perfekten Illusion, als mit tausend Kompromissen.

Und nach der Entscheidung füreinander war es keineswegs geschafft. Danach ging die Arbeit erst richtig los. Pflege der Beziehung. Und genau an diesem Punkt versagten die Meisten.

Nach ein paar Wochen war der Reiz des Neuen verflogen und die große Liebe durch dasselbe Fenster gleich mit hinaus. Anschließend regieren Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit. Aus Enttäuschung be-

ginnt man, sich irgendwann zu verletzen. Ende der Geschichte.

Wer allein lebt, verletzt sich wohl kaum selbst.

Ich hatte mit der Liebe vor langer Zeit abgeschlossen.

Für eine Frau war an meiner Seite kein Platz mehr. Die Stühle an der Tafel meines Lebens waren besetzt.

Auf dem Platz der Geborgenheit, gleich links von mir, saßen meine neurotischen Gewohnheiten, gleich daneben saß meine pedantische Ordnungsliebe und gab mir Sicherheit. Unterhaltung ersetzte ich durch die Figuren in meinen Romanen oder ich rief meinen Verleger an. Inspiration fand ich auf ausgedehnten Spaziergängen. Auf dem Platz der Zukunftspläne saßen meine Absichten auszuwandern, und Trost spendete mir der Whiskylikör aus dem Süden der USA.

Zuwendung und Bestätigung erhielt ich in Form meiner Tantiemen-Abrechnungen. Für Zärtlichkeiten glaubte ich, nicht besonders empfänglich zu sein und Sex wurde ohnehin vollkommen überbewertet. blieb also nur noch Gesellschaft. Jemand, der mich auf meinen Wegen begleitet, jemand, der den Tag mit mir teilte.

Das allmorgendliche Frühstück mit Isabelle allein konnte mein Bedürfnis nach Gemeinschaft nicht befriedigen. Aber vielleicht ein Hund.

Anfang Dezember fuhr ich ins Tierheim. Ich schlenderte an den Zwingern mit einsamen oder sozial gestörten und unaufhörlich bellenden Hunden entlang. Kleine Kläffer, große Sabberer und dicke Hässliche, die noch mehr sabberten.

Ich besaß noch nie einen Hund. Ich schätzte sie auch nicht besonders. Überhaupt mochte ich keine

Haustiere in der Wohnung. Und als ich an den Käfigen vorbei spazierte, erinnerte ich mich an meine Abneigung und fragte mich, was ich dort mache.

Eine Mitarbeiterin des Tierheims hatte mich bemerkt und kam in Gummistiefeln auf mich zu geschlurft.

„Moin, moin. Kann ich helfen?“

Nein, mir war in jenem Moment nicht nach Hilfe. Eigentlich wollte ich nur schnell wieder fort. Weg von diesem Gejaule und Gekläffe.

„Ja“, hörte ich mich dann doch aus Höflichkeit antworten. „Ich suche einen Hund.“

Die nachlässig gekleidete Frau mit Rastazöpfen machte eine ausladende Handbewegung, die wohl ihre Zwinger präsentieren sollte.

„Seltsam“, dachte ich. „Dass diese Hundeliebhaber auch oft so aussehen, als seien sie auf den Hund gekommen.“

Ihre Hose jedenfalls war so schmutzig, als schliefe sie nachts in einem der Käfige. Auch ihre Hände hätte sie sich wirklich mal waschen können.

Plötzlich erinnerte ich mich an Isabelle und was für eine elegante und gepflegte Erscheinung sie war.

Ich ließ meinen Blick noch einmal über die Zwinger schweifen und schüttelte den Kopf.

„Nein. Davon gefällt mir keiner.“

„Was suchen Sie denn?“

Tja, wenn ich das so genau gewusst hätte. Einen Hund halt.

„Haben Sie nicht einen, der weniger sabbert?“

Das Rastagirl schaute mich verständnislos an.

„Nicht sabbert“, echote sie.

„Ja, und etwas größer. Ein Hund halt, kein Hündchen.“

Sie nickte und brummte, schob ihre Hände in ihre Jackentaschen und ging davon.

„Kommen Sie mal mit“, rief sie laut.

Ich folgte ihr zu einem abseits stehenden Zwinger. Sie blieb davor stehen und deutete mit ihrem Kopf auf einen gewaltigen, dunkelgrauen Hund.

Er bellte nicht. Er bewegte sich auch nicht. Er lag nur da. Mit geschlossenen Augen. Ich war mir nicht mal sicher, ob er überhaupt noch lebte.

„Das ist der einsame Rolf.“

Ich ignorierte das Wortspiel und schaute unvermittelt in zwei große, bernsteinfarbene Augen. Rolf hatte offenbar seinen Namen gehört und sich zu einer minimalen Reaktion hinreißen lassen.

„Ein Mischling“, fuhr sie fort. „Halb Husky oder Schlittenhund und irgendetwas anderes. Von der Erscheinung her könnte er einen Timberwolf in seiner Ahnenreihe haben. Gleich vier Polizisten haben ihn vor einem Jahr hierher gebracht. Sie haben ihn in einem polnischen Kleintransporter zwischen allerlei Gerümpel gefunden. Die illegalen Sperrmüllsampler haben ihn mit über die Grenze gebracht. Weiß der Teufel, wo die ihn her hatten. Wir mussten Rolf isolieren. Er überlegt wahrscheinlich bei allem was ihm begegnet, ob er es überwältigen und fressen kann. Die anderen Hunde hier gehen ihm aus dem Weg. Er betrachtet sie wohl als Beute. Wir können nur mit ihm alleine spazieren gehen. Wenn Sie Rolf mitnehmen wollen, meinestwegen. Aber wahrscheinlich beißt er ihnen irgendwann die Kehle durch und frisst sie auf.“

Ein Verkaufstalent war dieses Rastagirl sicher nicht. Noch nie zuvor hatte ich eine so negative Beschreibung in einer Offerte gehört. Und ich hatte

Angst vor Rolf. Das fehlte mir noch, einen tobenden Halbwolf in meiner Wohnung.

„Ich weiß nicht“, zweifelte ich.

„Vielleicht gehen Sie mit ihm mal spazieren. Gleich hier hinter unserem Gelände, über die Wiesen.“

„Ich weiß nicht“, erwiderte ich erneut.

Die Entscheidung wurde mir abgenommen. Rolf erhob sich, gähnte und zeigte mir dabei sein eindrucksvolles Gebiss. Ich war mir sicher, er würde mich fressen, sobald er Gelegenheit dazu hatte.

Rolf trat an die Tür des Zwingers und sah mich an. Dann begann er damit, gelangweilt mal nach links und nach rechts zu schauen. Er wartete geduldig, bis ich all meinen Mut zusammengenommen hatte.

„Ja, okay.“

Rastagirl öffnete die Gittertür. Rolf trat heraus und blieb vor mir stehen.

„Was ist mit einer Leine?“

Das Rastagirl griff nach einem Halsband, das mit einer ledernen Leine daran an der Zwingertür hing.

„Versuchen Sie Ihr Glück.“

„Was? Ich?“

„Wenn Sie Angst davor haben, was wollen Sie dann mit einem Hund?“

Ich mochte mir keine Blöße geben und griff nach dem Halsband. Als ich es Rolf um den Hals legen wollte, drang aus den Tiefen seiner Kehle ein lautes Knurren hervor und die eindrucksvoll entblößten Zähne ließen keinerlei Zweifel daran aufkommen, dass er es ernst meinte.

Ich schreckte zurück.

„Dachte ich mir“, sprach Rastagirl, nahm mir das Halsband aus der Hand und hängte es wieder an die

Tür.

„Rolf läuft schon nicht weg“, brachte sie noch hervor und schlurfte davon.

Rolf war kein Wolf, aber er bediente durch seine Erscheinung alle Klischees, die ich über Wölfe kannte. In einer Filmproduktion über Rotkäppchen oder den sieben Geißlein wäre er der unangefochtene Star gewesen.

Hoch gewachsen, ansteigende Rückenlinie, große Pfoten und ein dichtes Fell in dunklen Anthrazittönen. Seine stattliche Erscheinung rundeten die beiden bernsteinfarbenen Augen ab, die einen mit einem unergründlichen Blick durchdrangen und sofort Respekt einflößten.

Wir folgten dem Ufer der Stör, vorbei an Wiesen und Feldern. Es war ein kalter Tag, aber sonnig und trocken.

Rolf trabte auf seinen langen Beinen neben mir her, schnüffelte mal hier, pinkelte mal dort und entfernte sich kaum mehr als zehn Meter von mir.

Manchmal lief er voraus, blieb irgendwann stehen, sah sich nach mir um und verharrte bewegungslos, bis ich zu ihm aufgeschlossen hatte. Dann setzen wir unseren Spaziergang fort.

Rolf hatte ja kein Halsband um. Also nahm ich all meinen Mut zusammen, verdrängte die Angst und griff fest in sein Nackenfell, wenn ich der Leinenpflicht nachkommen musste, und verstellte ihm den Weg. Wir blieben stehen und warteten, bis uns Spaziergänger oder Radfahrer mit oder ohne Hund an der Leine passiert hatten.

Rolf würdigte sie keines Blickes. Er starrte in die Ferne, als sähe er dort etwas, was meinen Augen ver-

borgen blieb.

Meine Unerfahrenheit im Umgang mit Tieren störte ihn offenbar nicht. Im Gegenteil. Ich glaube, wir wurden bereits Freunde. Stoisch nahm er alle meine Versuche hin, ihn daran zu hindern, andere Hunde einfach aufzufressen.

Bis dahin hatte ich immer ein ungutes Gefühl, wenn mir Spaziergänger mit ihren Hunden begegneten. Ich wurde noch nie gebissen, aber in mir lauerte grundsätzlich eine diffuse Panik.

Mit Rolf an meiner Seite war das anders.

Die fremden Hunde wechselten die Seite des Weges, sobald sie in seine Nähe kamen.

„Sie müssen Ihren Hund anleinen“, mahnte eine Spaziergängerin angesichts des ungewöhnlichen Verhaltens ihrer verwöhnten Vierbeiner.

„Das dürfen Sie gerne mal versuchen“, entgegnete ich stolz und erinnerte mich. Schon als Kind träumte ich von einem großen, starken Freund, der mich beschützen konnte.

Wolfshunde sind in der Regel sozial aber ängstlich. Ihr Fluchtinstinkt überwiegt.

Dieser Hund in seinem schmutzig grauen Fell war nicht ängstlich.

Dass Rolf es verweigerte, sich ein Halsband anlegen zu lassen, wurde auch später erstaunlicherweise nie zu einem Problem. Ich war mit Rolf ohnehin meist allein und wenn nicht, gab er mir auch keinen Grund, es noch einmal zu versuchen.

Nach mehr als zwei Stunden erreichten wir wieder das Tierheim. Doch Rolf kehrte nicht zu seinem Zwinger zurück. Er setzte sich neben meinen Wagen

und wartete.

Das Rastagirl hatte uns bemerkt und schlurfte uns entgegen.

„Na? Wie war's?“

„Gut. Ich nehme ihn“, antwortete ich und konnte mich nicht erinnern, in meinem Leben je so stolz gewesen zu sein.

Rastagirl sah mich erstaunt an.

„Okay“, dehnte sie das Wort und drehte sich um. „Mitkommen, Papierkram“, kommandierte sie und stiefelte voraus.

Ich schaute Rolf an und machte eine streichende Handbewegung.

„Hinlegen“, befahl ich, erwartete aber nicht, dass Rolf darauf reagieren würde. Doch er tat es und verblüffte mich.

„Warten“, fügte ich noch hinzu und folgte dem Rastagirl, ohne mich noch einmal umzusehen.

Rolf war noch da, als ich aus dem Gebäude kam. Rolf gehörte jetzt mir. Er dachte darüber sicher anders, aber er sprang ohne Zögern in den Kofferraum meines Toyotas.

Wir fuhren zu einem Geschäft für Tierbedarf. Rolf brauchte Nahrung und einen Schlafplatz.

Das Hundebett hätte ich mir sparen können. Rolf schlief dort, wo er gerade Lust hatte. Das Futter fraß er, aber Begeisterung sah anders aus.

Es dauerte ein paar Tage, bis ich die richtige Mischung fand.

Isabelle und Rolf begegneten sich gleich am ersten Abend im Treppenhaus. Sie hatte das Licht im Café ausgeschaltet und war auf dem Weg in ihre Wohnung.

Rolf und ich kamen von einem ausgiebigen Erkundungsausflug durch unser Viertel nach Hause.

Er stürmte die Stufen hinauf an ihr vorbei und wartete vor meiner Wohnungstür auf mich. Isabelle würdigte er keines Blickes.

Sie erschrak, als das große schwarze Tier im schummrigen Licht sie an ihren Beinen berührte.

„Mon Dieu! Was war das?“, rief sie und legte sich die Hand auf ihre Brust.

„Oh, Isabelle. Das tut mir leid. Das war Rolf. Du hast doch nichts dagegen?“

Ich stellte plötzlich fest, dass ich über ihre Einwilligung gar nicht nachgedacht hatte. Immerhin war sie meine Vermieterin.

„Aber, nein“, beruhigte sie mich. „Ich habe mich nur erschrocken.“

Sie kam mit hinauf in den zweiten Stock.

Rolf betrachtete Isabelle gleichgültig und ließ es zu, dass sie ihn streichelte.

Ich hielt die ganze Zeit die Luft an, weil ich nicht wusste, wie er auf die erste Berührung einer Fremden reagierte, seit wir das Tierheim verlassen hatten. Aber sie war furchtlos und Rolf honorierte ihren Mut mit einem lang gezogenen Gähnen.

„Das sind ja mal Zähne“, staunte Isabelle. „Wo hast du den her? Er ist ein bisschen gruselig.“

„Gruselig?“

„Vielleicht nicht das richtige Wort. Aber er kann einen schon einschüchtern.“

„Rolf ist aus dem Tierheim. Wir kommen schon ganz gut miteinander klar.“

„Das ist schön. Nun haben wir also einen Wachhund im Haus.“

Rolf schnarchte hin und wieder. Ich erschrak furchtbar, als ich das sägende Geräusch in der ersten Nacht hörte. Verschlafen setzte ich mich auf und forschte lautlos im Dunklen nach der Ursache.

Es klang wie ein Knarren und ich vermutete einen Einbrecher in meiner Wohnung. An Rolf hatte ich gar nicht mehr gedacht.

Ich sprang aus dem Bett, rannte lautstark ins Wohnzimmer und schaltete das Licht ein.

Rolf schreckte aus dem Schlaf hoch, knurrte laut und beschwerte sich bellend.

Schuldbewusst beruhigte ich ihn und legte mich wieder ins Bett. Erst dann dachte ich daran, dass Rolf einen Einbrecher bestimmt vor mir bemerken konnte und ihn längst gestellt hätte, noch bevor ich aus meinem Bett finden würde.

Fortan bekam Rolf jeden Morgen ein großes Stück Fleischwurst von Isabelle, ehe wir frühstückten. Ich hatte immer Angst um ihre zarten Finger, wenn er nach ihrer Gabe schnappte und die Kiefer dabei aufeinander schlugen. Gierig verschwand der Brocken Wurst in seinem Schlund. Er kaute nicht einmal. Er fiel in sein Maul, Rolf schluckte kurz und er war weg.

Ich wäre an so einem Bissen glatt erstickt.

Die Streifzüge mit ihm durch die Umgebung lockerten meinen Tagesablauf auf. Bald fuhren wir weiter hinaus. Ans Meer. Rolf und ich liefen stundenlang den Strand entlang. Ich war keine Minute des Tages mehr allein.

Auf unseren Spaziergängen dachte ich viel über die Zukunft nach und es verfestigte sich der Wunsch, irgendwann Deutschland zu verlassen und in den Wei-